

Den Sprung wagen

Vor einigen Jahren sah ich im Fernsehen eine Dokumentation über Pinguine, in der ihr Leben vom ersten Moment an beschrieben wurde. Sie sahen in ihren makellosen Fracks so menschlich aus, dass ich mich mit ihrem Erwachsenwerden und damit, wie sie lernten, in ihrer Umwelt zu leben, geradezu identifizieren konnte.

Pinguine brüten in zerklüfteten Felsen in der Antarktis, hoch über dem kalten Wasser, das wahrscheinlich die meiste Zeit des Jahres zugefroren ist, also wahrlich in einer unwirtlichen Umgebung. Aber die Jungen scheinen sich in den unsicheren Nestern recht wohl zu fühlen. Während ihre Eltern sich um sie kümmern, tun sie außer Essen und Schlafen nicht viel.

Aber sobald die jungen Vögel in die Mauser kommen, ändern die Eltern ihr Verhalten. Bis dahin waren sie loyal, aufmerksam und gaben der restlichen Vogelwelt geradezu ein Beispiel elterlicher Fürsorge. Wenn die Kinder jedoch größer werden, verlassen die Eltern sie einfach und marschieren in einer langen Parade weg vom Nistplatz. Was für eine traurige Szene. Die Küken in dem Film schauten so benommen drein, dass ich vor lauter Mitleid fast vergaß, dass all das zu ihrem Leben gehört. Würden die Eltern sie nicht verlassen, dann säßen

die Kinder weiter in ihrem Nest, bekämen ihre fünf Mahlzeiten am Tag und könnten sich mit den anderen jungen Pinguinen streiten, anstatt erwachsen zu werden und für sich selbst zu sorgen.

Ohne das Futter von den Eltern wurden die Jungen natürlich bald hungrig. Ein Tag verging; die Kleinen unterdrückten ihren Hunger. Nach zwei Tagen knurrten ihre Mägen schon lauter. Schließlich hielten sie es nach drei Tagen nicht länger aus und einige wagten sich aus ihren Nestern.

Pinguine sind von Natur aus neugierig und eines der Küken in diesem Film war wagemutiger als die anderen. Ich nannte ihn für mich Peter und überlegte, was wohl hinter seinen wissbegierigen, wachsamem Augen vorging, während er zum Rand der Klippen watschelte und hinunter blickte auf die kalten Wogen, die gegen die Felsen schlugen. Instinktiv schien er zu wissen, dass das Meer die Erfüllung bedeutete. Wenn er nur ins Wasser gelangte, dann würde er nicht auf den Felsen zugrunde gehen, sondern sein wahres Pinguinleben führen. Doch seine Sinne wollten ihn wohl vom Gegenteil überzeugen, denn er eilte zurück und erzählte den anderen: „Das ist der Tod! Lieber bleiben wir hier und halten den Hunger aus, als diesem schrecklichen Schicksal ins Auge zu blicken.“

Die restlichen Küken stimmten ihm nur zu gerne zu. „Vielleicht ist das hier nicht das schönste Leben“, schienen ihre Gesichter auszudrücken, „aber es ist besser als ein grausamer Tod. Wer weiß? Vielleicht kommen Mama und Papa ja zurück.“

Aber Mama und Papa kamen nicht zurück und schließlich wurde ihr Hunger unerträglich. So wagte sich Peter zurück zu den Klippen. Er hatte immer noch Angst, aber alles schien jetzt leichter zu ertragen als sein schrecklicher Hunger. Er schloss die Augen und wagte den Sprung. Der Ausdruck auf seinem Gesicht schien zu besagen: „Jetzt ist es an mir!“ Ein lautes Platschen – ich konnte fast selbst das eiskalte Wasser spüren. Peter verschwand in den Wellen.

Es folgte eine qualvolle Pause. Dann tauchte zu meiner großen Erleichterung ein strahlendes, leicht verlegen dreinschauendes Gesichtchen auf. Peter plantschte mit seinen Flügeln und wackelte heftig mit dem Schwanz. Nach einigen Minuten bereits schwamm er anmutig durch die Wellen – er war endlich zu Hause. „Hey“, rief er seinen Freunden zu. „Kommt runter! Dafür wurden wir geboren!“

Einige der anderen Pinguine watschelten zum Ufer und reckten ihre Hälse dem Meer zu. Aber selbst als sie sahen, wie ausgelassen Peter war, wagten nur zwei oder drei, zu springen wie er. Die meisten entschieden sich für einen vorsichtigeren Weg. Sie suchten nach Felsvorsprüngen, über die sie nach unten gelangen konnten. Den richtigen Vorsprung zu finden und dann vorsichtig hinunterzuklettern, kostet natürlich sehr viel Zeit. Erst als sie nur noch zwei Meter über dem Wasser waren, ließen sie sich fallen. Und dann überfiel sie dieselbe Wonne: „Hey, Peter, warte! Du hattest Recht; das ist das Leben!“

Doch einige der jungen Pinguine wagten selbst diesen kleinen letzten Sprung nicht. Unsicher saßen sie auf dem letzten Felsvorsprung und trauten sich nicht ins Wasser, wie sehr auch ihre Freunde vor Begeisterung schnatterten. Doch selbst für sie war gesorgt. Ganz behutsam hob die steigende Flut einen Pinguin nach dem anderen hinein ins Meer.

Welch ermutigendes Ende. Das ganze Leben, so sagen die Mystiker aller Religionen, strebt unausweichlich zum Meer der Freude und Erfüllung, das wir Gott nennen. Einige – große Heilige wie Teresa von Avila oder Mahatma Gandhi – springen tapfer in das Meer hinein. Wir Übrigen, die auch noch nach anderen Dingen streben, warten auf die Flut. Aber niemand ist verloren. Das Leben hat ein Ziel und selbst wenn es nach hinduistischer oder buddhistischer Sicht Hunderte Leben braucht, wird die Entwicklung uns doch zur Erfüllung des Lebensziels bringen, nämlich zur Selbstwerdung.

Da wir nicht verloren sind, können wir uns natürlich Zeit lassen. Aber wir dürfen wählen: Sollen wir Jahrmillionen im schmerzhaften Prozess der Entwicklung verharren, bis wir endlich zum Meer der Freude kommen, oder sollen wir nicht besser versuchen, jetzt dorthin zu gelangen – in diesem Leben, indem wir unsere eigene Entwicklung in unsere Hand nehmen? Der Weg dorthin führt über die Meditation und er ist jedem Menschen zugänglich, unabhängig von seiner Vergangenheit und seinem Befinden.

Als ich vor 30 Jahren mit Vorträgen über Medi-